In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 146. Posen, den 28. Juni 1928. 2. Jahrg.

Fräulein Eulenspiegel.

Ein lustiger Roman von C. K. Roellinghoff.

Schluß.

(Nachdruck verboten.)

Neidberg wiegte bedenklich den Kopf.

„Weiß der Kuckuck — mit dem Mädel kennt man sich nicht aus . . . Am Ende hat sie sich hier irgendeinen Bauernlackel ausgesucht und führt ihn mir jetzt als Schwiegersohn zu . . . Was sagt man dazu — bestellt sie einen mitten in der Nacht nach Glashütte, um eine Verlobung zu feiern, von der kein Mensch vor einer Viertelstunde noch was wußte! Himmeldonnerwetter, wo bleibt denn diese alte Benzinkarre!? Kinder, macht euch fertig.“ Und zum Diener gewandt: „Ferdl, packen Sie auch Sekt in genügender Quantität mit ein, zu den Champagnerbeständen von Glashütte hab' ich nicht das leiseste Vertrauen! !. . .“

Draußen hupte das Auto.

Neidberg, Sigrid und Gendeli traten in die kühle Nacht hinaus.

„Herr, du meine Güte!“ rief Neidberg plötzlich. „Hinter dem Baron Klewenberg ist jetzt die Polizei her! . . . Und da es diesmal bestimmt kein Mörder und kein großer Dieb ist, so haben sie ihn in allerkürzester Zeit! . . . Ferdl, laufen Sie zur Polizei. Ich lasse schön grüßen, und die Herren möchten wieder ruhig weiter schlafen, es hat sich alles aufgeklärt, aber dalli — sonst sitzt der arme Wildhorn morgen früh schon in der Festung Niederschönenfelde und kann lage auf die Enthaftung warten! . . .“

Der Chauffeur kurbelte an, und der Wagen flog die Chaussee hinunter . . .

Die dicke Glashütter Wirtin stellte noch zwei Schoppen herben Pfälzerweines vor Mädie und Wildhorn hin. Die beiden saßen und lachten einander in die glücklichen Augen.

„Die Zwoa hats aba gründli!“ konstatierte die Wirtin, und ihr Mann nickte halb resigniert, halb neidisch.

Goldene Luftschlösser entstanden wieder um Wildhorn und Mädie. Dann sagte sie, lustig mit den Augen zwinkernd:

„Ich habe noch eine kleine Ueberraschung für dich, Thomas . . .“

„Eine Ueberraschung, Liebste? . . . Ich dächte, es wäre genug der Ueberraschungen für heute!?“

„Nein, eine kommt noch — mein Vater!“

„Dein Vater? Hier? Du hattest mir doch erzählt . . .“

„Das spielt alles keine Rolle mehr, was ich dir erzählt habe . . .“

„Ja, woher weiß denn dein Vater . . .“

„Telegraphiert. Ehe wir in den Wald gingen.“

Wildhorn schwenkte übermütig sein Glas:

„Gut. So soll er mittrinken mit uns Glücklichen! Hoffentlich hat er nicht allzuviel gegen mich einzuwenden?“

„Na, Ihr kennt euch ja, soviel ich weiß.“

Wildhorn riß die Augen auf:

„Wir kennen uns?? Mädel, du hast einen Schwips!!!“

„Gut, dann habe ich einen Schwips. Aber ihr kennt euch doch!“

„Woher soll ich deinen Herrn Papa kennen, Mädie?“

„Das sage ich nicht. Das ist die zweite Ueberraschung.“

Wildhorn schüttelte den Kopf. Dann trank er mit einem energischen Ruck sein Glas aus. Jetzt war er in der Stimmung, alles zu verstehen und alles zu vergeben. Mit einem zugekniffenen Auge fragte er:

„Sag mal, Mädie, ich habe auch noch eine kleine Anfrage . . . Wer ist denn der feine ältere Herr, mit dem du eines Nachmittags in einem eleganten Privatauto über den Potsdamer Platz gefahren bist? . . .“

Und trotz aller Beherrschung, trotz überschäumender Laune klang Unruhe durch.

Mädie staunte in komischem Schrecken.

„Ja, hast du mich denn in Berlin überwachen lassen?“

„Der alte Brandt hat dich gesehen . . . So ist es also wahr?“

„Mehr als das! Der betreffende alte Herr kommt auch gleich hierher! . . .“

Wildhorn vergaß den Mund zuzumachen.

Draußen ertönte eine Autohupe. Mädie fuhr wie elektrisiert zusammen. Ihre Augen leuchteten. Sie freute sich auf den Effekt.

Die Tür öffnete sich, und Neidberg trat als erster ein.

Wildhorn fuhr unangenehm berührt zusammen. Ein peinliches Zusammentreffen. Er erhob sich halb und grüßte verlegen.

Neidberg brach in schallendes Gelächter aus.

Dann kam der Hofrat herein, und Wildhorns bemächtigte sich gelindes Entsetzen. Jetzt fehlt nur noch die Tochter, dachte er mit Schrecken . . .

Und richtig — da trat auch Sigrid Pretorius freudig lächelnd ein.

Jetzt begann auch der Onkel laut krähend zu lachen.

Wildhorn erblaßte. Er ließ sich nicht verspotten und setzte eben zu einer entsprechenden Bemerkung an, als Mädie aufstand, auf Neidberg zuging und sagte:

„Pa, Thomas und ich haben uns verlobt.“

Wildhorn dachte mit erschreckender Deutlichkeit:

Also liege ich eben doch in irgendeinem Berliner Krankenhaus, habe den Typhus oder die Cholera und deliriere!

Der Hofrat drohte dem Neffen mit feuchten Augen.

„Haste das nötig gehabt, mich durch Monate so anzuführen!?“

Und Neidberg zu Mädie:

„Und du, mir so einen Schreck einzujagen, ungeratenes Balg!?“

„So bist du also — — Mädie von Neidberg-Simmring?“ stammelte Wildhorn . . .

„Das weiß er immer noch nicht gewiß?“ staunte Gendeli.

„Ja, aber Ihre andere Tochter kann doch nicht gut auch Mädie heißen?“ fragte Wildhorn Neidberg.

„Was für eine andere Tochter?“ staunte Neidberg.

„Herr Wildhorn meint mich?“ ließ sich Sigrid vernehmen.

„Und mir haste gesagt, du findest die Mädie entsetzlich!“ Der Hofrat begann an seinem Verstande zu zweifeln.

„Ach, das hat er mir persönlich auch schon gesagt!“ versicherte Sigrid.

„Ihnen???“ Jetzt hatten Neidberg und Gendeli beide den Mund offen.

„Jetzt möchte ich bloß noch wissen, wer der Herr auf der Hobbinsschen Photographie ist,“ dachte Neidberg erschöpft.

„So warst du also nie Fräulein Meier?“ fragte Wildhorn leise.

Und Mädie streichelte seine Hand und sagte:

„Nein, nie. Ich war immer Mädie von Neidberg und bin auch manchmal mit Pa in unserem Auto über den Potsdamer Platz gefahren . . .“

Bis weit nach Mitternacht dauerte Mädies Erzählung.

Und dann fuhr ein Auto voll Glück und Zufriedenheit die Landstraße nach Tegernsee hinunter.

Und Amor lief hinter dem Wagen einher und wirbelte die Herbstblätter durcheinander . . . . . .

Im Ruderboot von Posen nach Danzig.

Von Wichard Hahn, stud. rer. pol., Posen.

(2. Fortsetzung.)

Um sechs Uhr morgens waren wir schon unterwegs. Trotz des Wasserüberfalls von heute morgen herrschte eine drückende Schwüle. Wir mußten also auf weitere „abkühlende Ueberraschungen“ gefaßt sein. Und richtig, beim Passieren der Neustädter Hügel, einer der hübschesten Warthelandschaften, hatte sich der Himmel von Süden her mit schwarzen, unheildrohenden Wolken bezogen. Mit Mühe und Not erwischten wir noch die Neustädter Brücke, die allerdings bei ihrer Höhe keinen Regenschutz bietet. Ein Haus, von dem aus man das Boot beobachten konnte, war nicht aufzutreiben. Also Zelt raus, aufgebaut und runter! Nun konnte es gießen. Und es goß auch, als ob Petrus dafür bezahlt bekäme. Und die Ausdauer, die der alte „Schleusenwärter“ an den Tag legte, war bewunderungswert. Um 4 Uhr nachmittags ließ es endlich nach, und eine halbe Stunde später konnten wir die Fahrt fortsetzen. Während des ganzen Weges durch den Warthewald wetterleuchtete es. Wir saßen gerade auf der Fähre, um Abendbrot zu essen, und trugen uns mit der kühnen Absicht, noch bis Peisern zu fahren, da machte uns das dritte Gewitter ein Strich durch die Rechnung. Wir hatten nicht mal mehr Zeit, „über'n Bach“ zu gehen, um dort im Walde auf dem gegenüberliegenden Ufer zu nächtigen. So mußten wir unmittelbar am Dorfe im sandigen Ufer unser Lager aufschlagen. Was nicht niet- und nagelfest am Boote war, mußte der Nähe des Dorfes wegen mit in das Zelt genommen werden. Für einige „Papierossen“ ergatterten wir beim Fährmann ein Bund Stroh. Viel trug es zwar zur Bequemlichkeit nicht bei, denn unser ganzes Gepäck lag im Zelt verstreut. Bei dem geschwinden Aufbauen und Verpacken konnte an ein ordnungsgemäßes Verstauen nicht gedacht werden. Man konnte sich kaum rühren, so eng war der Platz geworden. Morgens wachten wir wie gerädert auf, denn manch harter Gegenstand hatte sich während des Schlafes in unsern Rücken eingedrückt, so daß man an Hand der Abdrücke schließen konnte, auf welchen Boots- oder Gepäckteilen wir unsere ruhebedürftigen Glieder niedergelassen hatten. Außerdem hatten wir im Laufe der Nacht noch Besuch bekommen, das heißt wir ließen ihn in unser Zelt nicht herein. Ein sich wild gebärdender Köter, anscheinend der Hund vom Nachtwächter, hatte uns aufgestöbert und machte unseretwegen einen Mordsspektakel. Kleffend umsprang er eine halbe Stunde lang das Zelt. Nach der Tiefe der Stimme zu urteilen, mußte es ein gewaltiges Tier gewesen sein, das uns in einer Entfernung von einigen Zentimetern, getrennt durch die Zeltwand, anbellte. Ich glaube, jeder von uns wartete nur auf den Moment, wo dieses nächtliche Ungeheuer durch einen Spalt in das Zelt eindringen würde. Schließlich muß ihm dieses vergebliche Umhertanzen langweilig geworden sein, und so verschwand er wieder in der Dunkelheit.

Um sieben Uhr morgens ruderten wir weiter. Unmittelbar an der früheren deutsch-russischen Grenze frischten wir unsere Bekanntschaft mit den von früheren Fahrten berüchtigten Sandbänken auf, die von Jahr zu Jahr weiterwandern und gerade dort überraschen, wo man sie gar nicht vermutet. Dieses Jahr kamen wir noch leidlich gut weiter und brauchten nicht, wie in vergangenen Jahren, die Fahrrinne suchen; trotz dieser günstigen Wasserverhältnisse saß die „Hexe“ noch des öfteren fest auf unserer Warthefahrt. Gegen neun Uhr liefen wir in Peisern ein und legten am Fuße des alten Schloßberges an, dessen verfallene Mauern noch heute von der ehemaligen Stellung zeugen, die Peisern in früheren Jahrhunderten eingenommen hatte. Die Fahrt unterbrachen wir nur, um einzukaufen, denn unsere Vorräte waren bedenklich auf die Neige gegangen; in einer Stunde wollten wir weiterfahren. Aber heute — es war Sonntag — waren sämtliche Läden geschlossen und kein Stückchen Brot aufzutreiben. Für Geld und gute Worte fanden wir endlich bei einem Fischerjungen Gehör, der uns versprach, die gewünschte Anzahl Brote und sonstigen Sachen zu besorgen. Und als er nach Verlauf einer guten Stunde mit einem großen Paket unter dem Arm um die nächste Ecke bog, da war die Freude groß — für einige Sekunden. Er hatte nur noch ganz alte Semmeln und ein halbes vertrocknetes Brot beim Bäcker erstehen können, die so steinhart waren, als ob sie noch während der Blütezeit Peiserns als Haupt- und Residenzstadt gebacken worden wären. Jedenfalls besser als gar nichts; durch die Suche nach Lebensmitteln war die Abfahrt weit hinausgeschoben worden. Erst am Nachmittag kamen wir wieder flott. Die Reise führte jetzt in ein Gebiet, das allen noch unbekannt war. Zuerst fährt man an einem langen, steilen Höhenzuge entlang, auf dem die Stadt Peisern und das ehemalige Schloß Kasimirs des Großen erbaut sind. Im gezogenen Bogen geht es dann hinein in moorige Wiesen, die ab und zu mit Strauchdickichten bewachsen sind. Bauernhöfe sieht man nur wenig. Zumeist liegen sie in einiger Entfernung vom Flusse auf kleinen Anhöhen, damit sie nicht sofort unter Wasser kommen, wenn die Warthe aus den Ufern tritt. Die Wiesen, die bei dem kleinsten Hochwasser auf weite Strecken überschwemmt werden, sind das gegebene Gebiet für Wasservögel. Wildenten streichen in großen Zügen über Fluß und Wiesen, die von Kibitzen und Störchen wimmeln. Scheu flüchteten einige Fischreiher mit schwerem Fluge vom Ufer vor dem stromwärts ziehenden Boote. Teilweise ist die Warthe auf lange Strecken sehr schmal, dafür um so tiefer, und weist viele Biegungen auf. Bisweilen fährt man in paralleler Richtung wieder zurück. Dabei ist die Uferwand, die beide Flußläufe trennt, nur 12 bis 15 Meter breit. Hin und wieder trifft man kleine Inseln in dem Flusse. Ueberwachsen sind sie mit Büschen und können deshalb vom Strome nicht fortgerissen werden, da die Strauchwurzeln sich tief in der Erde verankert haben. Auf einer derartigen Insel machten wir Halt. Allerdings vergingen wir uns bei diesem Unternehmen schwer an den Grundsätzen des Völkerbundes, denn wir mußten erst die bisherigen Bewohner dieses kleinen Eilandes von ihrem altangestammten Wohnsitz vertreiben: eine gewaltige Gänseherde, die in dieser Gegend während der ganzen Dauer des Sommers Tag und Nacht im Freien bleiben. Schnatternd zogen sie zum gegenüberliegenden Ufer, wo sie sich mit der Zeit in ihr Schicksal ergaben und sich über den Störenfried beruhigten. Mittelbar leisteten sie uns durch ihre Anwesenheit einen guten Dienst. Sowie sich etwas Verdächtiges in nächster Umgebung zeigte, begann ihr Geschnatter; wir konnten also ruhig und ohne Sorge schlafen, denn diese „Leibkompagnie“ wachte für uns.

Bei Tagesgrauen waren wir schon wieder wach. Die Kälte hatte uns so früh geweckt, und nicht etwa weil wir schon ausgeschlafen waren. Sprühregen und Nebelwolken trug der Wind aus Westen herbei und blies uns dieses kühle Naß unbehindert ins Zelt. Am Tage vorher stand ja der Wind aus Osten, warm war es auch; da brauchte man den Ausgang des Zeltes doch nicht zuzumachen. Der Lohn für diese Nachlässigkeit hatte wieder mal nicht lange auf sich warten lassen. Ein gewaltiges Feuer, an dem mit der größten Begeisterung von ausnahmsweise allen dreien Tee gebraut wurde, brachte uns bald die nötige Lebenswärme wieder. Um sechs Uhr trat wir die Fahrt an. Die Reise führte zunächst an dem Dorfe Ciażeń entlang, das sich gegen 1½ Kilometer an der Warthe hinzieht. Am oberen Ende des Dorfes surrte es auf einmal in der Luft. Im selben Moment sauste ein Stein zwischen „Eins“ und „Zwei“ hindurch zischend ins Wasser. Leider konnten wir dem Jungen, der ihn nach uns geschleudert hatte, nicht den verdienten Denkzettel verabfolgen. Eine langgezogene Sandbank trennte uns voneinander, und ehe wir gelandet wären, wäre er sicher spurlos im Dorfe verschwunden gewesen. Bis zu dem Städten Lad ist die Warthe ungewöhnlich breit und flach; fast ununterbrochen zieht man große Heckwellen hinterher, die den Fortgang des Bootes bedeutend verlangsamen. Ach hier erstrecken sich zu beiden Seiten des Flusses kilometerbreite Wiesen, die bei Lad, einem kleinen Städtchen, von einem hohen, langen Chausseedamm durchschnitten werden. Vom Wasser aus bietet diese kleine Stadt einen netten Eindruck. Die Häuser, die aus dem Grün der Bäume hervorlugen, werden von einer alten Klosterkirche überragt, deren glitzernde Glaskuppel weithin zu sehen ist, zumal bei schönem Wetter, wenn sich die Sonnenstrahlen in ihr brechen. Oberhalb Lads ändert sich das Landschaftsbild ein wenig. Die Wiesen sind nicht mehr so sumpfig; allerorts trifft man große Viehherden, die hier genügend Futter finden. Jäh steigt aus der grünen Niederung der Wiesen eine ehemalige Wanderdüne auf, deren Wander-

luft durch Anforstung von Kieferwald für längere Zeit gebunden worden ist. An dem Abhange dieser Düne, die steil zum Wasser abfällt, legten wir an. Die Gelegenheit, nach dem langerhofften Konin Ausblick zu halten, war ja günstig. Wir kletterten die Düne hinan, von dem ersehnten Konin war aber nichts zu bemerken. Der wundervolle Ausblick, den man von hier oben auf die ganze Warthelandschaft hat, brachte uns schnell auf andere Gedanken, und Konin war bald vergessen. Jetzt sahen wir erst richtig, in welcher Schlangenlinie die Warthe durch die Niederung strömt. Man kann ohne Uebertreibung den Flußlauf fast auf das Doppelte schätzen von dem, wie ihn die Landkarte angibt.

Gegen Mittag wurde die Fahrt in Sophienthal eingestellt, einem Dorfe von vor 150 Jahren eingewanderten deutschen Ansiedlern gegründet, die bis zu dem heutigen Tage Sprache und Volkstum bewahrt haben. Wir waren ganz erstaunt, hier auf einmal in einer deutschen Kolonie zu landen, die aus etwa dreißig bis vierzig Bauerngehöften besteht. Im Schatten der Bäume ließen wir uns nieder, um abzukochen; es war wieder eine gewaltige Hitze. Erst gingen wir ins Dorf, um den gestrigen verunglückten Verproviantierungsversuch zu wiederholen; heute mit Erfolg. Aber nicht lange sollten wir uns der großen Vorräte erfreuen. Nachdem wir die für teures Geld und gute Worte erstandenen Sachen an unserem Lagerplatz niedergelegt hatten, zogen wir nochmals fort, Wasser zu holen. Und bei der Rückkehr — welch ein Anblick! Einige Schweine waren aus einer Koppel ausgebrochen und hatten sich mit dem größten Freudengegrunze über unsere Vorräte hergemacht. Alles mußte daran glauben, was an Eßbarem dort aufgestapelt war. Von einem wundervollen großen Landbrot und einer ganzen Mandel Eier war nur noch die Hälfte übrig geblieben. In der ersten Wut gossen wir den gefräßigen Biestern" natürlich das herangeschleppte Wasser über den Buckel, da ja schnellstes Handeln in diesem Falle geboten war, um sie zu verscheuchen. Wutschnaubend zogen sie von dannen, um aus der Ferne eine weitere Gelegenheit zu einem Ueberfall abzuwarten. Doch jetzt ließen wir immer einen Posten zurück, wenn etwas geholt werden mußte. Wir wollten unsere Ration nicht noch mehr verkleinern lassen; halbiert war sie ohnehin schon.

Die Ritter vom Regenschirm.

Lustige Bilder aus dem Wasserwinkel

von Hermann Scharfenberg.

Als Wasserwinkel wird das Salzkammergut bezeichnet, besonders derjenige Teil, der zum Lande Salzburg gehört. Dort gibt es Wasser von oben und unten: herrliche Seen (umrahmt von Lärchen, blauen Wasserlilien und enzianbesäten Almen) und Regen, Regen, Regen . . . Man kennt dort eine Redensart, die heißt: Gespaßig geht's in der Welt zu; ausgerechnet, wenn in Afrika die Sonne scheint, regnet's im Salzkammergut. Die Leute des Wasserwinkels versinnbildlichen den nicht umzubringenden Optimismus. Seit Jahrtausenden hat es dort in Europa mit am meisten geregnet, muß es tun und wird es weiter tun. Und dennoch hört man von ihnen — jedes Jahr im Frühling sagen: „Heuer wird ein sonniger Sommer kommen; allgemein heißt's so." Und der Sommer kommt wieder — mit Regen, Regen, Regen . . .

Wie in den Sagen aller Völker die früheren Ungeheuer, die man nur fossil findet, fortleben, so lebt in den Herzen dieser Menschen ein fossiler Sommer, der hinreichen würde, die Hälfte Trübsal der Welt aus allen Seelen zu jagen.

Nur noch bei den Albaniern spielt der Regenschirm eine so große Rolle wie bei den Leuten im Salzkammergut. Anderswo trachtet ein alpenländischer Bursch danach, sich zuerst einen plüschenen Hut mit echtem Gamsbart erwerben zu können. Der Bursch aus dem Salzkammergut ist auch mit einem Lodenhut und gefärbten Sauborsten zufrieden, aber einen Regenschirm muß er haben. Seinen Griff verziert er mit Grandeln und Berlocken. Er nimmt ihn überall mit, und wenn es gerade einmal nicht regnet, hängt er ihn hinten an die Spange seines Jankers. Sobald es aber auch nur stäubt oder der Schnee fein rieselt, verkriecht er sich unter dem Regendach.

Als Anno 14 die Burschen des Salzkammergutes nach Linz zum Militär eingezogen wurden, mußte die Bahn drei Tage lang gesperrt werden, damit die Regenschirme in die Heimat zurückbefördert werden konnten; denn die hatten die Vaterlandsverteidiger — genau wie die Albanier — mit in den Krieg nehmen wollen.

Das Wappen des Salzkammergutes ist der Regenschirm. Die St. Gilger führen in ihrem Wappen einen geschlossenen, die St. Wolfganger einen halbgeschlossenen und die Strobler einen geöffneten Regenschirm, unter dem sich ein Liebespaar vor dem strömenden Regen schützt. Da kamen einstmals die Väter der Marktflecken zusammen, um den Entschluß zu fassen, den Regenschirm als Wappen zu verbannen, weil der Ruf der Orte darunter leiden könnte. Aber die Gilgener sagten:

„Unser Regenschirm im Wappen ist geschlossen, ein Beweis, daß es bei uns nicht regnet."

Die Wolfganger meinten:

„Unser Regenschirm ist im Begriff sich zu schließen, das soll heißen, daß wer zu uns kommt, den Regenschirm nimmer benötigt. Wir haben unser Wappen dem neuen deutschen Adler nachgebildet."

Und die Strobler erklärten:

„Wir denken nicht daran unser Wappen zu ändern, denn es sagt deutlich, daß jeder bei uns im Trocknen sitzt, während es rund herum gießt"

So behielten sie alle drei das Wappen bei, doch es ist meistens hinterm Rathause angebracht.

Einmal war Kriegerfest in Strobl. An dem nahmen auch die Männer von Gschwend und Gschwand teil. Auf dem Hinmarsch wurden sie plötzlich vom Gewitter überrascht. Flugs steckten sie ihre Schirme ins Hosenbein und unter den Janker. Triefend vor Nässe kamen sie in Strobl an, aber die Regenschirme waren trocken, und diese als Gewehr schulternd, maschierten sie stramm und stolz im Zuge. Die Tat erregte allgemeine Bewunderung und wird noch heute erzählt.

Die Lieblingsspeise der Salzkammergutleute sind Froschschenkel. Um Pfingsten herum wird Froschhüpfen veranstaltet. Wessen Frosch am weitesten hüpft, der kann sich die schönste Dirn beim Pfingsttanz aussuchen. Es gehört sehr viel Froschschenkelkentnis dazu, einem Frosch anzusehen, ob er ein guter Hüpfer ist.

Einmal aber regnete es dabei gerade wieder. Sofort schlüpften die Burschen unter die Schirme und die Frösche sprangen in den Abersee zurück. Nur einer blieb sitzen, der war eine Kröte. Die hatte ein Mondseer gefangen. Seitdem werden die Mondseer nur als halbe Salzkammergütler angeschaut.

Eines Sonntags in der Frühe stand ein Jäger auf Anstand. Plötzlich tritt ein Bock aus dem Dickicht. Als der Schütze sich nun bemüht, günstig zu Schuß zu kommen, bemerkt er gegenüber einen festlich gekleideten Mann, wie dieser den Regenschirm spaßhalber auf das Wild anlegt.

„Teifi" denkt der Jäger, „jetzt vertreibt der damische Kerl mir noch den Bock." Und damit ihm das Tier nicht auskommt, drückt er trotz der ungünstigen Stellung los.

Da wirft der Bauer den Schirm weg, läuft davon und schreit:

„Krutzifrosch und Wassernockerln — zwanzig Jahre hab i den Schirm nu scho, und bis heit hab i net gewißt, daß er gladen is gwen!"

Im Hauptquartier der Ozeanflieger.

Ein Interview

mit E. G. Freiherr von Hünefeld.

Berlin, 24. Juni 1928.

Im weiten Kreis ist die Umgebung des Hotels Kaiserhof, in dem die Ozeanflieger Hauptmann Koehl, Major Fitzmaurice und Freiherr von Hünefeld mit ihren Angehörigen als Gäste der Reichsregierung wohnen, von Menschenmassen belagert. Das zahlreiche Polizei-Aufgebot kann nur mit Mühe den riesigen Verkehr bewältigen. Es ist leichter, das Oberhaupt einer Regierung zu sprechen oder eine Audienz bei einem regierenden Fürsten zu erhalten, als zu den Helden des Tages durchzudringen. Durch vier- bis fünffache Kontrolle muß der Besucher sich durchkämpfen, um auf Herz und Nieren geprüft zu werden, denn die Flieger haben Tage allergrößter Anstrengung hinter sich. Sie selbst haben schon scherzhaft geäußert, daß der Flug über den Ozean eine Kleinigkeit an Strapazen dem gegenüber bedeutet, was sie nach ihrer glücklichen Landung in Amerika und jetzt seit einigen Tagen in Deutschland an Ehrungen und Feiern über sich ergehen lassen mußten. Ein Hotelpage überbringt unsere Karte dem Sekretär, und schneller, als wir gehofft hatten, sind wir schon empfangen. Vor uns steht Freiherr von Hünefeld, sportlich trainiert, gebräunt, ohne eine Spur von Ermüdung. Liebenswürdig fragt er nach unseren Wünschen und beginnt zu erzählen von der Landung in Greenly Island.

Nie in meinem Leben werde ich vergessen, daß die ersten Menschen, die auf das unbewohnte abgelegene Island zu uns kamen Abgesandte und Kameraleute der Paramount-Wochenschau waren, die sofort in hilfreichster und aufopferndster Weise ihre Unterstützung anboten. Genau so erfreut wie wir, die wir nach langen Tagen bangen Harrens endlich einen Gruß vom Festlande erhielten, waren aber auch die Filmleute, die stolz als erste ihre Kamerabeute nach Hause bringen konnten.

Mit leisem Humor geht Hünefeld über die zahllosen Strapazen hin, die er und seine Kameraden in jenen Tagen auf Greenly Island zu ertragen hatten, zwischen Hoffen und Bangen, wann es gelingen würde, wieder zivilisierte Gegenden zu erreichen und ob es möglich sei, ihr getreues Flugzeug, die „Bremen", wieder flott zu machen.

„Dann," fuhr Hünefeld fort, „folgte der unbeschreibliche Einzug und Empfang in Neuyork. Als Lindbergh seinerzeit von seinem Flug heimkehrte und ich in den Zeitungen die Berichte über seinen triumphalen Empfang las, konnte ich mir nur eine ganz schwache Vorstellung von dem machen, wie Amerika seinen großen Landsmann ehrte. Unvorstellbar schien mir aber immer, wie eine sportliche und wissenschaftliche Tat Millionen von Menschen zu einer deratigen Begeisterung hinreißen konnte. Aber alles, was ich darüber gelesen und erzählen gehört hatte, wurde in den Schatten gestellt von dem, was sich meinen Kameraden Koehl, Fitzmaurice und mir bei unserer Ankunft in Neuyork bot. Ich glaube, unsere Sprache ist zu arm, um den gigantischen Eindruck zu schildern, der uns allen Zeit unseres Lebens unauslöschlich vor Augen bleiben wird. Auch hier war es nach zahllosen offiziellen und offiziösen Ehrungen wieder die Paramount Famous Lasky Corporation, die als erste Filmfirma uns Fliegern einen

besonderen Empfang bot. Im Criterion-Theater am Broadway durften wir den Fliegerfilm „Wings“ sehen, der wenige Monate vorher fertiggestellt war und unter ungeheurem Andrang des Publikums ein seltenes Aufsehen erregte. „Wings“ war für uns ein Erlebnis. Meine persönliche Meinung ist, daß ein Film wie „Wings“ das erschütterndste und zugleich erhabenste Denkmal für das Heldentum der Piloten aller Nationen bedeutet, und daß ein solcher Film zugleich das beste Mittel ist, auf dem Wege internationaler Völkerversöhnung und Völkerverständigung mitzuarbeiten. Ich möchte allen Kameraden und Männern, die in dem großen Ringen der Nationen mit- und gegeneinander gestande haben wiederholen, daß „Wings“ für mich und meine Freunde ein ehrlicher, erschütternder Eindruck war, über den wir noch viele Tage nachher gesprochen haben.“

Während der Unterhaltung steht die Tür nicht einen Augenblick still. Von allen Seiten laufen Spenden ein, Blumen, Briefe, Telegramme, ein unaufhörliches Kommen und Gehen. Draußen auf dem Gang stehen noch Dutzende, die das Bedürfnis haben, den tapferen Ozeanhelden die Hand zu drücken.

Wir verabschieden uns. Armer Herr von Hünefeld — eine solche Berühmtheit wie Ihre und die Ihrer Kameraden ist fast tragisch zu nennen.

L. T.

Dummheiten der Woche.

Kleine Bilder aus der großen Welt.

(Nachdruck verboten.)

Ein seltener Fund.

Auf der Kühlkopfinsel bei Worms entdeckte kürzlich ein Kulturinspektors die unsterblichen Reste eines riesigen Sauriers und meldete den seltenen Fund gleich an. Darauf begaben sich einige Gelehrte an Ort und Stelle, und mußten leider feststellen, daß es sich (bei dem Skelett natürlich) um ein großes Rind handelte, das vor einigen Jahren dort verscharrt worden ist. Der Kulturinspektor hat sich inzwischen anderen Aufgaben zugewandt.

*

Englisch mit heißen Kartoffeln.

Der Pariser Gelehrte Louis Madelin hielt eine Rede über Sprachfehler großer Redner. Natürlich begann er mit Demosthenes, der einen Zungenfehler besaß und nur dadurch von ihm befreit wurde, daß er sich einen Kieselstein unter die Zunge legte, ans brausende Meer trat und losbrüllte. Auch Mirabeau, der durch seine Beredsamkeit den Sieg des dritten Standes in der Nationalversammlung entschied, war, wie Professor Madelin behauptet, nicht zum Redner geboren. Seine Zunge war durch eine Membrane am Gaumen befestigt und mußte erst durch einen operativen Eingriff gelöst werden. Madelin bewies in seinem Vortrag auch, daß man durch verschiedenartige Haltung und Training der Zunge jede Sprache leicht erlernen könne. Zum Beispiel, wenn mann heiße Pellkartoffeln in den Mund nimmt, spricht man fließend englisch.

*

Wer Augen hat, zu lesen — — —

Schandau liegt an der Elbe in der Sächsischen Schweiz. Da die Elbe manchmal über die Ufer tritt, hat man manigfache Vorkehrungen gegen Ueberschwemmungen getroffen. So steht in einem Tal bei Schandau ein Pfahl mit einem Schild:

„Wenn diese Aufschrift unter Wasser
steht, ist der Weg nicht fahrbar.“

Wer Augen hat, zu lesen, der gehe hin und lese; denn wenn der Pfahl unter Wasser steht, könnte der Weg vielleicht auch nicht mehr gangbar sein.

Cubert.

Aus aller Welt.

Welchen Weg nehmen unsere Störche auf der Rückreise? Nach den neuesten Feststellungen des bekannten Vogelforschers Bengt Berg verbringen die Störche den Winter nicht in Aegypten, sondern vielmehr in den weit südlicher gelegenen Gegenden, die der Weiße Nil durchfließt. Ihren Rückweg nach Europa nehmen die Störche wahrscheinlich auf ziemlich geradem Wege, indem sie den Nil-Krümmungen im Berberland und in Nubien ausweichen und dafür geradenwegs über die Wüste ziehen. Wenn Aegypten — was indes nicht sicher ist — auf dieser Reise überhaupt überflogen wird, so ziehen die Störche jedenfalls nur über Unteräghpten nach Norden. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß die meisten Störche vom Weißen Nil aus nach dem Roten Meer und der Küste entlang, dann in gerader nördlicher Richtung fliegen. Beringungsversuche haben übrigens ergeben, daß die Störche verschiedenen Zugstraßen folgen, und ein Teil von ihnen über Spanien zurückfliegt, wogegen andere Störche über den Balkan heimwärts ziehen.

Zum Kopfzerbrechen.

Veränderungsaufgabe.

Alba, Eibe, Peru, Atem, Aula, Eiche, Bern, April, Uhu.

Von jedem diese Wörter ist das letzte Zeichen abzustreichen. Vor den Rest setze man je einen neuen Buchstaben, so daß Wörter von anderer Bedeutung entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Wörter nennen einen deutschen Dichter.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

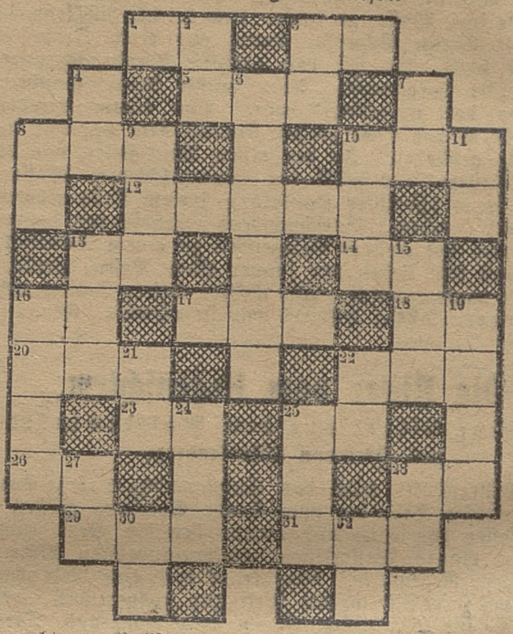
a — at — bar — bel — bel — ber — blett — chi — chlo — de — du — e — ei — ein — eng — ett — eu — eu — eu — fer — ge — gelb — gen — gol — hu — i — in — jagd — ka — las — li — lisch — lyp — mne — na — ni — ni — niem — pa — phi — phrat — re — rha — ri — rid — ro — ro — sa — spi — stadt — stie — ta — te — tow — treib — trep — tus — tus — witsch — wun — wurm — xas — zo — zo

sind 25 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, eine alte Hausinschrift ergeben.

1. Heilpflanze. 2. Stadt in Bayern. 3. Schachmeister. 4. Erdteil. 5. Weichtier. 6. Geographisches Kartenwerk. 7. Reich in Asien. 8. Teil Berlins. 9. Brennflüssigkeit. 10. Zwiegesang. 11. Sprache. 12. Farbe. 13. Pelztier (Marderart). 14. Verletzung. 15. Teil des Eies. 16. Drama von Goethe. 17. Präsentierteller. 18. Strom in Asien. 19. Italienischer Komponist. 20. Familie der Säugetiere. 21. Art der Jagd. 22. Nutzpflanze. 23. Begnadigung. 24. Chemische Verbindung. 25. Staat in Nordamerika.

K. Pl.

Silben-Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Ballspiel zu Pferde. 3. Blutgefäß. 5. Französischer Physiker. 8. Weiblicher Vorname. 10. Teil eines Photographenapparates. 12. Musikinstrument. 13. Rattengift. 14. Französischer Romanschriftsteller. 16. Figur aus „Peer Gynt“. 17. Landwirtschaftlicher Beamter. 18. Land in Arabien. 20. Italienischer Männername. 22. Weiblicher Vorname. 23. Deutsche Großfunkstation. 25. Säugetier. 26. Priestergewand. 28. Amerikanischer Baum. 29. Salbe. 31. Geheimnisvolle Wurzel.

Senkrecht: 2. Weiblicher Vorname. 3. Asiatischer Strom. 4. Schweizer Kanton. 6. Moderner Sport. 7. Steinfrucht. 8. Verdauungsorgan. 9. Polarforscher. 10 Papagei. 11. Teil einer Zahlung. 13. Vorratsraum. 15. Heilverfahren. 16. Italienischer Di..er. 18. Prosadichtung. 19. Russisches Saiteninstrument. 21. Strom in Süddeutschland. 22. Fischereigerät. 24. Großtöchterchen. 25. Vorbild. 27. Vulkanisches Gestein. 28. Gewicht. 30. Schiffsteil. 32. Ostpreußisches Seebad.

. . es.

Besuchskartenrätsel.

E. Nunkel
Goslar

Welches hohe Amt bekleidet dieser Herr?

*

Auflösung Nr. 25.

Schachaufgabe. 1. Ld1—b3, a4×b3; 2. Tc1—d1, Ke8—f8; 3. Td1—d8‡.

1. . . . . . ., Ke8—d7; 2. Lb3—e6(+), bel.; 3. Tc1—c8‡ (e4—e5‡).

Entzifferungsaufgabe. 1. Der Amerika-Australienflug des „Kreuz des Südens“. 2. Das große Dezugunglück bei Siegelsdorf in Mittelfranken. (Schlüssel: Italia, Nobile, Erkundigungsflug, Nordpol, Fitzmaurice).

Magisches Dreieck: 1. Reger, 2. Esau, 3. Gas, 4. Eu, 5. R.

Naturwunder: Hirschgeweih.

Verschieberätsel: Ferdinand Freiligrath (geb. am 17. 6. 1810).

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań